Nicolas Dinard

Ein Doktor in Schwarz

EROTISCHE
KURZGESCHICHTEN

© 2016
Edition Combes
im Verlag Frank de la Porte
Inh. Heidemarie de la Porte
Frankenstraße 17
D-96328 Küps
Tel. 09264-9766
Fax 0 92 64-9776
www.edition-combes.de

Titelillustration: Guido Apel, Bamberg

ISBN 978-3-95821-024-0
Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten. Zuwiderhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Giulia

»Lassen Sie sie einfach sterben.«

Humphrey wusste plötzlich, was für ein Gefühl es sein muss, sich einer Lok in den Weg zu stellen. »Das sagen Sie so, als ginge es um Ihren krebskranken Goldhamster.«

»Ich bitte Sie, Humphrey, was soll denn das jetzt? Die Frau ist verbraucht. Sie ist uns allen nicht mehr nützlich, entledigen Sie sich Ihrer.«

»Aber ich kann das einfach nicht. Sie wissen doch, wie sehr ich …«

»Ich weiß, Sie hängen an ihr, aber das ist doch kein Grund, sentimental zu werden. Schreiben Sie fertig, was Sie angefangen haben, und dann ist Schluss. Denken Sie sich was Neues aus. Ihre Phantasie ist doch grenzenlos, wie Sie hundert Mal unter Beweis gestellt haben.«

»Und wie soll ich das machen? Einfach so sterben lassen … Nein, das bringe ich nicht fertig. Was ich alles in sie investiert habe! Und das soll jetzt umsonst gewesen sein? Das geht mir persönlich sehr, sehr nahe, wissen Sie das?«

So ging das Gespräch zwischen Humphrey DeWitt und seinem Verleger Amos Wilcott noch eine ganze Weile, dann stand Humphrey auf und verabschiedete sich mit einem Handschlag, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen.

Als er das Gebäude verlassen hatte, steuerte er auf einen Park zu, setzte sich auf die erste Bank, die frei war,

und wartete, bis kein Passant mehr zu sehen war. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, holte tief Luft und versuchte, sich von dem furchtbaren Gedanken zu befreien. Aber es gelang ihm nicht. Statt von der entsetzlichen Forderung Abstand zu gewinnen, brach alles aus ihm heraus, was sich während des Gesprächs mit seinem Verleger angestaut hatte. In Gedanken fluchte er seine Enttäuschung aus sich heraus. Kaltes Schwein!, hieß er ihn. Drecksau! Gefühlloser Geldsack! »Die Kapitalistensau geht über Leichen«, murmelte er zornig vor sich hin. »Ich kann sie doch nicht einfach so …«

Humphrey war den Tränen nahe. Er war ja bereit, vieles zu ertragen, und sein Verständnis und seine Kompromissfähigkeit waren von allen Menschen, die geschäftlich mit ihm zu tun hatten, geschätzt. Aber jetzt war eine Grenze überschritten. Wilcott, sein Verleger, hatte eindeutig überzogen.

Er wischte mit beiden Handrücken über seine feuchten Augen, nahm seine Aktentasche und machte sich auf den Heimweg. Es war Zeit für einen Kaffee, und Humphrey überlegte, ob er auch dieses Mal in der Konditorei ein Stück Gebäck mitnehmen sollte, wie er es immer tat, wenn er um diese Uhrzeit hier vorbeikam. Aber nichts in der Welt hätte ihn an diesem Tag ein Stück Kuchen schmackhaft machen können. Die Kröte, die ihm Wilcott verabreicht hatte, steckte wie mit Widerhaken bestückt in seinem Hals, und er wusste verdammt nochmal nicht, wie er das Problem lösen konnte.

»Ich kann das nicht. Kein normaler Mensch kann so etwas. Was verlangt der von dir, dieser Unmensch?«, rede-

te er zu sich selber. Er wehrte sich in Gedanken so sehr gegen diese Vorstellung, dass er zeitweise sogar bereit war, mit Wilcott zu brechen, auch wenn die Trennung für ihn existenzbedrohend wäre. »Dann muss es eben ohne ihn gehen«, redete er sich ein. Und während er immer mehr gegen ihn Partei ergriff, wuchs sein Wille, Giulia zu retten. Koste es, was es wolle.

Entschlossen stieg er die Treppen hinauf zu seiner Wohnung im dritten Stock. Er öffnete die alte Holztür, die mindestens zwölf Mal überstrichen war, trat ein, ließ sie ins Schloss fallen und stellte seine Aktentasche ab. Mit einem Wurf platzierte er seine Jacke über dem Garderobehaken, und ehe er irgendetwas anderes unternahm, steuerte er die Schreibecke in seinem Wohnzimmer an und fuhr seinen Computer hoch.

Wie bescheiden er doch wohnte, der Schriftsteller Humphrey DeWitt. Die Möbel in seiner Zweizimmerwohnung hatte er sich nach und nach von den Mietparteien im Haus zusammengekauft oder vielmehr schenken lassen. Wann immer jemand auszog oder sich ein neues Möbelstück anschaffte, war Humphrey zur Stelle und prüfte, ob er das alte Stück gebrauchen konnte. So kam es, dass im Laufe der Jahre Möbelstücke aus verschiedenen Generationen und Trendrichtungen seine karge Wohnung schmückten. Aber ihm genügte das. Er war von Natur aus ein bescheidener Mann, der in seinen fünfzig Lebensjahren gelernt hatte, mit wie wenig man sein Auskommen haben konnte.

Humphrey schrieb vor allem erotische Romane, aber nicht irgendwelche. Seine sanfte Ausdrucksweise und die

exzellente Herausarbeitung seiner Charaktere waren von seinen Lesern äußerst geschätzt, und wäre in dieser Branche nicht auch der geringste Federstrich anonym, wer weiß, vielleicht wäre aus ihm schon ein berühmter Autor geworden, der auf Messen mit dem Publikum parlierte und in Buchhandlungen aus seinen Werken las. So aber dümpelte er vor sich hin, freute sich jedes Mal, wenn er einen Monat finanziell überstanden hatte oder sich sogar ein paar Dollar zurücklegen konnte. Humphrey DeWitt lebte in seiner eigenen Welt, einer Umgebung, die er sich selbst geschaffen hatte und die Ausdruck seiner ganzen Bescheidenheit und Einfachheit war.

Ja, er war ein sehr einfacher Mensch. Aber durchaus intelligent, belesen, phantasievoll (wie Wilcott bereits bemerkt hatte), und er hatte gute Manieren, was zweifellos auf seine christliche Erziehung zurückzuführen war. Er grüßte sogar Fremde, die er nur vom Sehen kannte: Frauen, die wie er regelmäßig hier oder da einkauften, den Busschaffner, wenn er ihn auf der Straße traf oder die alte Dame, die in der Parallelstraße wohnte, wenn sie ihren monatlichen Spendenrundgang machte und ihm mit einem charmanten Lächeln die verbeulte Blechdose hinhielt.

Hastig biss er in einen kalten Hotdog, der seit Mittag auf der kleinen Arbeitsplatte in der Kochnische zwischen benutzten Tassen und Besteck lag, und schluckte die nur wenig zerkleinerten Brocken hastig hinunter. Er war so aufgewühlt, dass er nicht einmal richtig kaute. Dann endlich war sein PC hochgefahren. Er setzte sich auf den Drehstuhl mit der zerschlissenen Rückenlehne und holte

sich sofort den Roman auf den Bildschirm, an dem er nun schon seit gut vierzehn Tagen geschrieben, geändert und gefeilt hatte.

Eigentlich wollte er weiterschreiben und den »Nachtzug«, so der Arbeitstitel, zu Ende bringen, wie es Wilcott gefordert hatte, aber er fühlte, wie der schlimme Gedanke an Giulias Ende ihn blockierte. Trotzdem ließ er das bisher Geschriebene vorlaufen und stoppte eine Seite vor dem Ende. Dann begann er zu lesen, um wieder in seine Romangeschichte hineinzukommen:

Der Zug ratterte durch die Nacht. Noch eine Viertelstunde vielleicht, dann waren die ersten Ausläufer der Apalachen erreicht. Für Alex war es kaum auszuhalten. Warum stand sie denn nicht plötzlich in der Tür und fragte mit dieser süßen, rauchigen Stimme, ob sie hereinkommen dürfe. Als sie gemeinsam im Abteil nebenan gesessen waren, war doch alles klar. Nach dem halbstündigen Flirt standen sie – entschlossen, den Abend gemeinsam fortzuführen – auf und zwinkerten sich zum Schluss, von den anderen Fahrgästen unbemerkt, zu, dann verriet er ihr beim Hinausgehen ganz dezent seine Kabinennummer. Worauf wartete sie denn jetzt noch?

Oder war es eine weibliche Taktik, ihn ein wenig an die lange Leine zu nehmen? Machte sie sich vielleicht einen Spaß daraus, ihn ein bisschen zappeln zu lassen? Zuzutrauen wäre es ihr. Mehr als das, es wäre ganz ihr Stil, räumte er ein. Solche Klassefrauen fallen nicht mit der Tür ins Haus. Bei aller Geilheit, die sie zuvor erkennen ließ: Eine solch sinnliche Frau konnte warten.

Plötzlich öffnete sich die Tür einen Spalt. Wie eine Diva schwebte sie durch die schmale Tür in seine Schlafkabine, und da stand sie, leicht breitbeinig, eine Hand in die Hüfte gestemmt und mit ein wenig geöffneten Lippen, vor ihm. Ihre Augen erzählten von der Sehnsucht nach Liebe.

»Giulia!«

Sie sagte nichts, setzte sich wie in Zeitlupe auf die Kante des schmalen Kabinenbettes und neigte sich zu ihm. Ihre Lippen berührten sich, und als sie ihren linken Arm anhob, um ihm mit ihren schlanken Fingern durchs Haar zu streichen, öffnete sich die eine Seite ihres Morgenmantels, und eine ihrer schweren, vollen Brüste fiel heraus.

Alex schluckte, und während er spürte, wie ihre fächelnde Zungenspitze zwischen seine Lippen drang, streichelte er die feste Knospe ihrer Brust. Eine Woge lustvoller Gefühle durchströmte seinen Körper und drängte ihn zu einer steinharten Erektion.

Er streifte ihr den Morgenrock von ihren schlanken Schultern und rückte gleichzeitig zur Wand, um ihr soviel Platz zu machen, wie es in diesen untermaßigen Kabinenbetten eben ging. Giulia zögerte nicht, sich ihrer Kleidung nun gänzlich zu entledigen, und als der Morgenrock schließlich zu Boden gefallen war, zog sie die Bettdecke von seinem Körper und ließ sie ebenfalls auf den Boden gleiten. Sie lagen nun beide nackt nebeneinander, verschmolzen in einem innigen Kuss, ihre Hände damit beschäftigt, den Körper des anderen zu erkunden.

Giulia!

Humphrey hielt inne. Während er diesen Text las,

spürte er, wie die Konzentration ihn verließ. Wie automatisch konsumierte er seine eigenen Worte, die etwas in ihm auslösten, das er nicht definieren konnte. Die scheinbare Leere, die ihn gerade befiel, schien ihn in einen Zustand der Meditation zu befördern, so als würde man versuchen, an nichts zu denken. Ganz transzendental, als würde er entschweben. Aber gleichzeitig merkte er, wie es in seinem Unterbewusstsein arbeitete. Er beschäftigte sich, scheinbar ganz entfernt, mit Gedanken, die er gar nicht herbeigerufen hatte, die sich ihm aufzwangen, ohne dass er sich dagegen wehren konnte. Es waren Gedanken schicksalhafter Schwere, und sie drehten sich, das spürte er jetzt immer deutlicher, natürlich um Giulia, seine geliebte Verführerin.

Giulia!

Er wehrte sich nicht gegen das Entschweben, im Gegenteil. In fiebriger Erwartung stellte er sich den Dingen, die er nicht mehr kontrollieren konnte. Und dann trat ein, was er sich in den letzten zwei Jahren, seit sie bei ihm war, Tag für Tag erhofft hatte: dass sie ihm einmal, nur ein einziges Mal, gegenübertrat und mit ihm redete.

Er starrte immer noch auf seinen eigenen Text, las Zeile für Zeile, ohne zu merken, dass die Wörter in seinem Kopf nicht mehr ankamen, und vergaß darüber das Zwinkern, dass ihm die Augen zu brennen begannen. Da erkannte er hinter den Buchstaben einen roten Schatten, der in jeder Sekunde intensiver zu werden schien, bis sich die Kontur eines Menschen herausbildete und richtige Formen annahm. Und während Humphrey ungläubig, aber auf das Wunder hoffend, sich mit dem Kopf immer mehr

dem Bildschirm näherte, kam sie tatsächlich auf ihn zu: In einem roten Kleid, mit haselnussbraunem Haar, dessen Ende sich zu Locken verwand, und in sündhaft hohen Schuhen, ganz passend zu den Netzstrümpfen.

Ihre Lippen waren karmesinrot geschminkt, die Haut im Gesicht und auf ihrem Körper, soweit nicht von dem Seidenkleid verdeckt, war sonnengebräunt, fast wie bei einer Latina. Und ihre Augen: scheinbar schwarz, unter gepflegten Brauen, nur mit ein paar winzigen Lachfältchen versehen. Die Augen einer Verführerin.

»Genau so, wie ich sie erschaffen habe«, murmelte er vor sich hin, ohne zu verstehen, was er sagte.

»Humphrey!«, hauchte sie ihm zu und lächelte auf so charmante Weise, wie es nur eine Frau tun kann, die grenzenlos verliebt ist.

»Giulia«, antwortete er, ohne dass sich seine Lippen bewegten.

»Du machst dir Sorgen um mich?«

»Ja, gewiss, das tue ich«, gestand er und schaute nach unten, als würde er sich schämen, das zu sagen. »Wilcott, mein – unser – Verleger, will, dass ich dich … ich wage es nicht zu sagen.«

»Nun komm, Humphrey, heraus mit der Sprache«, drängte sie.

»Er will, dass ich dich sterben lasse!« Endlich war es heraus, und wieder spürte er diesen Kloß in seinem Hals. »Ja, genau so hat er sich ausgedrückt. Ich soll dich sterben lassen wie … wie … wie ein lästiges Insekt. Nicht einmal wie einen räudigen Hund, denn dem bringt man mehr Würde entgegen.«